

Wie emotional dürfen zeitgemäße Museumskonzepte zum Nationalsozialismus wirken? Darüber diskutierten Geschichts-, Musik- und Theaterwissenschaftler/innen bei der Tagung „HITLER.MACHT.OPER“ Anfang Juni 2017 im Dokumentationszentrum Nürnberg. Die Tagung war Teil eines Forschungsprojektes, deren Ergebnisse seit 15. Juni 2018 in der Ausstellung „Inszenierung von Macht und Unterhaltung – Propaganda und Musiktheater in Nürnberg 1920 bis 1950“ im Dokumentationszentrum Nürnberg vorgestellt werden.

Von Susanne Berg

Wie inszeniert man Inszenierung?

Auf welche Weise sich Hitlers Propaganda auf das Nürnberger Theater in der Zeit von 1920 bis 1950 ausgewirkt hat, untersuchten acht Wissenschaftler/innen um Anno Mungen, Leiter des Forschungsinstitutes für Musiktheater in Thurnau der Universität Bayreuth. Das Institut hat dieses Forschungsprojekt 2013 gemeinsam mit dem Staatstheater Nürnberg initiiert. Die Ergebnisse des Forschungsprojektes will eine Ausstellung seit dem 15. Juni 2018 im Dokumentationszentrum Nürnberg der Öffentlichkeit vorstellen und näher beleuchten. Buchstäblich. Denn durch eine theatergleiche Installation sollen Besucher die Verschmelzung von Propaganda und Theater nacherleben können.

Wie das gelingen kann, besprachen bei einem „Roundtable zu Museologie und Propaganda“ neben Anno Mungen Alexander Schmidt (Dokuzentrum Nürnberg), Martin Schmidl (Vizepräsident Akademie der Bildenden

Künste ADBK München), Christiane Plank-Baldauf (Theaterwissenschaft LMU München) und Hermann Feuchter (Bühnenbildner und Maler Kassel) im Rahmen der Tagung „Hitler.Macht.Oper“ vom 2. bis 4. Juni 2017.

Die Problematik einer inszenierten Wirklichkeit

„Kann man den Schrecken ausstellen?“, lautet eine wichtige Frage von Dokumentationszentren, so Christiane Plank-Baldauf zu Beginn ihres Impulsvortrages. Aus theaterwissenschaftlicher Sicht untersucht sie Museumskonzepte zwischen Dokumentation und sinnlichem Erleben. Denn im Gegensatz zu den üblichen Aufgaben von Museen und Ausstellungen der „Repräsentation und Konstruktion von Kulturen“ müssten sich Dokumentationszentren der „Problematik einer inszenierten Wirklichkeit“ nähern. Wie können bei Ausstellungsbesuchern sinnlich erfahrbare

Erkenntnisse erzeugt werden? Beispielfhaft betrachtet sie die Dokumentationszentren München, Nürnberg und die KZ-Gedenkstätte Majdanek. Allen drei Stätten gemeinsam sei der direkte Bezug zum Ort. Historische Orte gewannen noch mehr an Bedeutung, da die Zeitzegen immer weniger würden. „Eine stabile Rahmenordnung“ wie in einer Gemäldesammlung gebe es hier nicht, stattdessen müssen die Besucher von Gedenkstätten „... ihre Wege selbst gestalten und Struktur in ihr Erleben bringen“. Gemeinsam sei auch das Prinzip der Personalisierung durch Porträts einzelner Personen, die eine starke emotionale Wirkung hervorriefen. Objekte zögen hinein, Infotafeln böten zusätzliche Information. Beide Dokuzentren gingen sparsam mit Zahlen und Zusatzinformationen um. Dagegen würden mehr narrative Zusammenhänge gezeigt, die ein Erlebnis vermitteln.

Das emotionale Erleben greift bei der Roundtable-Diskussion

Martin Schmidl von der ADBK München auf. Er forschte zur Ausstellungsgeschichte der KZ-Gedenkstätte Dachau. Dort hätten 1946 für die erste Ausstellungsgestaltung ehemalige Häftlinge die Folter durch Gipsfiguren dargestellt. So etwas gebe es heute nicht mehr. Seit Ende der 90er Jahre verzichtet man an deutschen Gedenkstätten auf Inszenierungen. Für diese Zurückhaltung sei die Gestaltung im Nürnberger Dokuzentrum ein gutes Beispiel. Doch kunstgeschichtlich gesehen gebe es keine Nichtinszenierung. Ihm seien beim Rundgang durch das Nürnberger Dokuzentrum die berühmten Kerkerdarstellungen des venezianischen Malers Giovanni Piranesi in den Sinn gekommen. Das Dokuzentrum würde die gleiche Atmosphäre vermitteln: dunkel, gefährlich, unverständlich. „Atmosphären sind nicht neutral!“ Darüber würde aber viel zu selten gesprochen.

Objekte ja oder nein?

Alexander Schmidt steht dazu, mit seinen Kollegen nicht nur eine analytische Darstellung zu wählen, sondern kalkuliert die emotionale Wirkung ein. Wichtig findet er dabei allerdings Exaktheit und eine objektive Darstellung, so neutral wie möglich. Ganz konkret habe man in Nürnberg deshalb sehr wohl Objekte. Mit der Ansicht seines Kollegen Prof. Dr. Winfried Nerdinger vom Dokuzentrum München, man dürfe keine Objekte zeigen, um keine Wallfahrtsstätte für Neonazis zu werden, stimmt er nicht überein. Auch die Forderung der Politik, dass Dokuzentren zu demokratischen Menschen erziehen sollen, kann er nicht nachvollziehen. „Wir können aus Nazis keine Demokraten machen, wenn das bei den Menschen nicht schon vorher passiert ist!“ Seine Ziele seien aber schon reflektiertes Geschichtsbewusstsein, Wissensvermittlung, die Fähigkeit, Fragen zu stellen, nicht allem zu trauen. Dennoch würde Schmidt heute manches anders gestalten. So findet er die Unheimlichkeit der Toneinspielungen zum Zweiten Weltkrieg oder die Opferbilder in den Nischen zu sehr auf den einfachen Effekt gezielt.

„Amerikaner schrecken vor keiner emotionalen Überwältigung zurück“, so die Erfahrung von Martin Schmidl. So müsse man sich beispielsweise im Holocaust Center in Los Angeles für eine von zwei Türen entscheiden nach der Frage, ob man Vorurteile hätte oder nicht. So etwas sei hierzulande als „Hollywood“ undenkbar. Er plädiert für eine differenziertere Herangehensweise. Unter Einbeziehung von Politik, Historikern und auch Designern.

Tiefer Blick in eigene Seele

Für die geplante Ausstellung von Macht und Propaganda hat man in Nürnberg mit Hermann Feuchter von Anfang einen Bühnenbildner hinzugeholt, der allerdings erst durch viele Gespräche und einen nahezu psychoanalytischen „tiefen Blick durchs Brennglas der eigenen Seele“ sich dazu imstande sah, den Auftrag zu übernehmen.

In der Ausstellung wurden sieben Bereiche geplant: Es beginnt, entsprechend der historischen Entwicklung, mit der Aufführung der Oper „Die Meistersinger von Nürnberg“ 1935, in enger Nachbarschaft mit den Reichsparteitag. Im fiktiven Büro des Intendanten lässt sich in Werkstattatmosphäre studieren, wo und wie Oper gemacht wird und welche Aufbruchstimmung geherrscht hat. Ein großer Flur wird das Reichsparteitagsgelände mit der frühen Propaganda abbilden. Kabinette rechts und links widmen sich Oper und Operette. Schließlich gibt es den Bereich der Bühne mit der letzten Aufführung der „Götterdämmerung“ am 31. August 1944, kurz bevor die Bomben fielen, der als Gang ins Nichts gestaltet werden soll. Das Besondere dieser Ausstellung sei die Idee, nicht nur eine prächtig wirkende Schauseite zu zeigen, sondern ganz bewusst auch die Rückseite der Theaterkulissen mit ihren entsprechenden Stützen, damit man die Bühnensituation wieder verlassen kann.

Anno Mungen war sehr zufrieden mit der Tagung. Seine zwei wichtigsten Fragen waren: „Darf man dieser Zeit eine neue Präsenz geben? Dies beantwortete er selbst mit: „Ja, muss man sogar, allerdings mit den entsprechenden künstlerischen Mitteln.“ Die zweite Frage: „Wie stellt man Theater aus?“ sei eine Herausforderung, weil es für ihn eine andere Kunstform sei, Theater auszustellen. Deshalb wollte er bewusst Wissenschaftler/innen einladen, die sich mit Ausstellungs-dramaturgie auskennen. „Wir wollen unter die Oberfläche gucken und wissen, wie es gewesen und was gemacht worden ist!“ Nachdem das Grundkonzept der Ausstellung stand, ging es darum, Ausstellungsstücke und eine Aktion für die einzelnen Bereiche zu finden. Das Museum wird zur Bühne, bzw. die Bühne zum Museum. ■



Susanne Berg,
geb. 1969 in Weimar,
Dipl.-Betriebswirtin
(FH), freie Journalistin
seit 2001, selbstständig
seit 2013.